

Die erste und die letzte Meile

Während ich einen Artikel der Deutschen Welle über die erwarteten Folgen des El Niño in Uganda lese, höre ich im Hintergrund eine junge Frau aus Uganda mit meiner Frau arbeiten. Afrika ist plötzlich nicht fern. Und es ist schon gar nicht jener einheitliche Kontinent, als der es in unseren Nachrichten noch immer gelegentlich erscheint.

Uganda bereitet sich auf mögliche Dürren, Überschwemmungen und Erdrutsche vor. Mit begrenzten Mitteln, aber offenbar erstaunlich weitsichtig. Es wird nicht nur darüber nachgedacht, wie man nach einer Katastrophe Schäden ersetzt und Menschen versorgt. Man versucht, vorher zu handeln: Wetterwarnungen sollen die gefährdeten Regionen erreichen, landwirtschaftliche Verfahren sollen angepasst, Feuchtgebiete geschützt und Hilfen bereits dann vorbereitet werden, wenn die Katastrophe noch gar nicht eingetreten ist.

Das wirkt auf mich beinahe unideologisch. Vielleicht nur scheinbar. Auch in Uganda gibt es politische Interessen, soziale Ungleichheit, schlechte Verwaltung und den Kampf um knappe Mittel. Aber die Nähe der Gefahr stellt eine nüchterne Frage, die in reichen Gesellschaften leicht hinter politischen Fronten verschwindet:

Was muss geschehen, bevor Menschen sterben?

Klimaschutz bedeutet hier nicht, ein paar nette Bäumchen zu pflanzen und im Wohnzimmer einen Ventilator aufzustellen. Fachlich müsste man viele dieser Maßnahmen eher Klimaanpassung nennen. Aber in der Lebenswirklichkeit geht es tatsächlich um Schutz: Wie können Natur, Technik und menschliche Gemeinschaft so miteinander aufgestellt werden, dass eine ausbleibende Regenzeit nicht zur Hungersnot und ein Starkregen nicht zur tödlichen Flut wird?

Besonders aufmerksam wurde ich bei dem Hinweis auf die Feuchtgebiete. Sie erscheinen nicht mehr als ungenutztes Land, das man endlich trockenlegen und wirtschaftlich verwerten müsste. Sie werden als Teil einer natürlichen Infrastruktur erkannt. Sie speichern Wasser, nehmen Überschwemmungen auf, schützen Siedlungen und erhalten Lebensräume. Der Schutz der Natur und der Schutz des Menschen treten nicht als Gegensätze auf. Beide hängen an demselben Verhältnis.

In diesem Zusammenhang begegnete mir der Begriff der „letzten Meile“. Er stammt aus der Logistik und aus der Entwicklungszusammenarbeit. Eine Warnung, eine Lieferung oder eine politische Maßnahme kann auf nationaler Ebene gut geplant sein und dennoch kurz vor ihrem Ziel scheitern. Die entscheidende Frage lautet deshalb: Erreicht sie den konkreten Menschen?

Erhält der Bauer die Wetterwarnung rechtzeitig und in einer Sprache, die er versteht? Hat er dann auch das Saatgut, mit dem er auf die veränderte Regenzeit reagieren kann? Weiß eine Familie nicht nur, dass ein Erdrutsch droht, sondern auch, wohin sie gehen kann? Besitzt eine örtliche Gemeinschaft die Mittel, um aus einer Information eine Handlung zu machen?

Die letzte Meile ist deshalb mehr als ein Kommunikationsweg. Sie ist die Strecke zwischen Wissen und Handlungsfähigkeit.

Auch für unsere politische Kultur könnte dieser Begriff wichtig werden. In Deutschland gilt eine Maßnahme häufig schon dann als Erfolg, wenn sie beschlossen, finanziert und mit einer Internetseite versehen wurde. Es gibt ein Programm, eine Zuständigkeit, eine Förderrichtlinie und

eine App. Ob ein alter Mensch die Hitzewarnung erhält, ob eine Gemeinde bei Starkregen tatsächlich handeln kann, ob ein Hauseigentümer das Förderprogramm versteht und ob eine Schule über funktionierende Geräte verfügt, erscheint beinahe als nachgeordnete Vollzugsfrage.

Aber eine Maßnahme, die ihre letzte Meile nicht zurücklegt, ist nicht beinahe erfolgreich. Sie ist noch nicht erfolgreich.

Das Ahrtal verbietet uns dabei jede Überheblichkeit. Auch ein reiches, technisch entwickeltes Land kann über Daten, Warnungen und Behörden verfügen und dennoch die Verbindung zu den Menschen verlieren, die in dieser Nacht hätten handeln müssen.

Beim Lesen über Uganda erinnerte ich mich an unser Wasserprojekt im Ngerengere-Becken in Tansania. Im Ort Ngerengere, aber auch in den Dörfern der Salzsenke, müssen Frauen und Mädchen lange und teilweise gefährliche Wege bis zum Fluss zurücklegen, um das Wasser für den Tag zu holen. Die Frage nach der Wasserqualität stelle ich für einen Moment zurück. Bereits der Weg ist eine tägliche Belastung. Er kostet Zeit und Kraft und setzt die Frauen und Mädchen Gefahren aus.

Eine erste Maßnahme unserer Partnerschaftsarbeit war denkbar einfach. An gemeinschaftlich genutzten Orten, besonders an Kirchen und Geschäften, wurden Wassertonnen aufgestellt. Das Regenwasser der großen Wellblechdächer wurde in diese Behälter geleitet. Ein Fass mit fünfhundert oder tausend Litern konnte die Wasserversorgung um einige Tage, manchmal sogar bis zu drei Wochen in die Trockenzeit hinein verlängern.

Die Wassertonne war keine große technische Innovation. Sie benötigte keine aufwendige Verwaltung und keine neue politische Theorie. Sie verband ein vorhandenes Dach, den fallenden Regen, einen vertrauten Ort und einen überschaubaren Speicher. Vor allem aber verkürzte sie Wege.

Darin lag ihre politische Qualität.

Ihre Wirkung zeigte sich nicht zuerst in einem Projektbericht, sondern in der Zeit, die eine Frau nicht mehr auf dem Weg zum Fluss verbringen musste. Sie zeigte sich in einer vermiedenen Gefahr, in einer geringeren körperlichen Belastung und in einigen zusätzlichen Stunden, über die ein Mensch wieder selbst verfügen konnte.

Die Wassertonne war eine Infrastruktur der Nähe. Sie war klein, aber nicht gering. Ihre Größe entsprach der Lebenswirklichkeit, in die sie gestellt wurde.

Dann entstand die Idee eines kleinen Stausees. Sie erschien mir als eine eher europäische Idee: technisch überzeugend, dauerhafter, leistungsfähiger und in größerem Maßstab gedacht. Doch ich staunte, wie schwierig sich das Vorhaben gestaltete. Zuständigkeiten mussten geklärt, politische Stellen einbezogen, Grundstücksfragen behandelt und Zusagen eingeholt werden. Der organisatorische Aufwand wuchs erheblich.

Immerhin kamen Behörden und Verantwortliche miteinander in Kontakt, die zuvor kaum oder gar nicht zusammengearbeitet hatten. Das war nicht bedeutungslos. Vielleicht entstand dadurch ein neuer institutioneller Raum. Aber zeitweise hatte ich den Eindruck, das Projekt erreiche mehr für den allgemeinen Politikbetrieb als für die Wasserversorgung.

Inzwischen steht der Stausee seit drei Jahren unvollendet da. Die tansanische Regierung hält den ursprünglich zugesagten Beitrag zurück. Auf Anfragen der Projektpartner folgen keine Antworten.

Umgekehrt erreichen sie gelegentlich Informationen, die keinen erkennbaren Bezug zu den offenen Fragen haben.

Es wird kommuniziert, aber nicht miteinander gesprochen.

Der unvollendete Stausee bewahrt uns davor, Tansania zum leuchtenden Gegenbild Deutschlands zu erklären. Tansania ist nicht das unideologische Land der praktischen Lösungen. Auch dort gibt es Zentralismus, institutionelles Schweigen, politische Abhängigkeiten und das Nebeneinander von Zuständigkeiten. Eine sinnvolle Idee kann nicht nur an fehlendem Geld oder mangelnder Technik scheitern. Sie kann an einer unterbrochenen Beziehung zwischen Institutionen scheitern.

Gerade deshalb bleibt Tansania ein guter Ort des Lernens.

Ein Lernort muss kein Vorbild sein. Manchmal lässt sich an einem sichtbaren Scheitern deutlicher erkennen, was in der eigenen Gesellschaft hinter Akten, Haushaltsmitteln und geregelten Verfahren verborgen bleibt. In Ngerengere steht die unterbrochene politische Beziehung als unfertiger Stausee in der Landschaft. Bei uns besitzt sie vielleicht eine vollständig ausgefüllte Verwaltungsvorlage.

Am Stausee zeigt sich, dass große Infrastruktur eine Beziehungsinfrastruktur braucht. Es genügt nicht, Geld, Material und Zuständigkeiten zu planen. Es muss auch geklärt sein, wer auf eine offene Frage antwortet, wer eine Zusage neu verhandeln darf und wie das gemeinsame Handeln fortgesetzt werden kann, wenn ein Partner ausfällt.

Beziehungsfähige Professionalität bedeutet deshalb nicht nur Freundlichkeit und persönliche Zuwendung. Eine beziehungsfähige Institution muss antworten können. Sie muss Schwierigkeiten benennen, Zusagen erklären und sich ansprechen lassen. Auch eine abschlägige Antwort kann eine Beziehung erhalten. Das Schweigen zerstört sie.

An dieser Stelle verändert sich der Begriff der letzten Meile noch einmal. Aus der Sicht einer Regierung, einer Hilfsorganisation oder eines europäischen Projektpartners liegen die Frauen in den Dörfern der Salzsenke am Ende einer langen Wirkungskette. Sie müssen erreicht werden. Sie bilden die letzte Meile.

Aus ihrer eigenen Sicht aber beginnt dort alles.

Das Problem beginnt mit dem leeren Wassergefäß, dem Weg zum Fluss und der Frage, ob ein Mädchen an diesem Morgen Wasser holen oder zur Schule gehen kann. Was für die Verwaltung die letzte Meile ist, ist für die Betroffenen die erste.

Vielleicht muss eine erneuerte politische Kultur deshalb beides miteinander verbinden. Eine Maßnahme muss an der ersten Meile der Erfahrung beginnen und sich an der letzten Meile ihrer Wirkung bewähren.

Dazwischen liegen die **Institutionen**.

Sie **sind erneuerungsfähig**, wenn sie die Erfahrung der Menschen nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern sich durch sie verändern lassen. Sie **sind beziehungsfähig**, wenn sie die Verbindungen zwischen den verschiedenen Beteiligten aufrechterhalten. Und sie **handeln maßstäblich**, wenn die Größe ihrer Lösung noch zu der Wirklichkeit passt, die sie verbessern soll.

Die Wassertonne und der Stausee sind deshalb keine einfachen Gegensätze. Klein ist nicht immer besser als groß, dezentral nicht immer besser als zentral und örtliches Wissen nicht automatisch

klüger als technisches Fachwissen. Eine Wassertonne kann verschmutzen und ein Stausee kann Tausende Menschen zuverlässig versorgen.

Aber jede größere Lösung muss sich fragen lassen, ob sie die Wirklichkeit, aus der sie hervorgegangen ist, noch erreicht. Und jede kleine Lösung muss prüfen, ob sie mehr ist als eine kurzfristige Entlastung.

Die Theorie darf dabei die Wassertonne nicht als Kanonenfutter benutzen. Sie darf sie nicht kurz vorzeigen, um einen abstrakten Begriff zu beweisen, und anschließend wieder vergessen. Sie muss an dieser Tonne selbst ihr Maß lernen.

Umgekehrt bleibt die Wassertonne auch nicht nur eine anrührende Geschichte aus Afrika. Sie zeigt ein allgemeines Kriterium politischen Handelns: Eine Maßnahme ist nicht nach der Größe ihrer Absicht zu beurteilen, sondern nach der Veränderung, die sie im Leben von Menschen ermöglicht.

So könnte aus Uganda und Tansania tatsächlich etwas für unsere politische Kultur zu lernen sein. Nicht, weil dort die besseren Menschen oder die besseren Regierungen lebten. Auch nicht, weil wir die Not anderer Länder romantisieren sollten. Sondern weil unter größerem Druck manchmal deutlicher hervortritt, was Politik im Kern leisten muss.

Sie muss Gefahren wahrnehmen, bevor sie zur Katastrophe werden. Sie muss natürliche und menschliche Lebensbedingungen gemeinsam bedenken. Sie muss aus Wissen Handlungsmöglichkeiten machen. Sie muss Verbindungen erhalten, auf denen gemeinsames Handeln beruht. Und sie darf ihren Erfolg erst behaupten, wenn er in der Lebenswirklichkeit angekommen ist.

Partnerschaft bedeutet dann nicht mehr, dass die eine Seite Wissen, Geld und Technik bringt, während die andere Seite Erfahrungen und Dankbarkeit beisteuert. Beide Seiten prüfen einander. Die Erfahrungen in Uganda und Tansania stellen Fragen an Deutschland. Unsere technischen und institutionellen Möglichkeiten stellen Fragen an die Partner vor Ort. Keine Seite besitzt allein den richtigen Maßstab.

Vielleicht beginnt Partnerschaft genau dort, wo wir einander nicht länger als Helfer und Empfänger begegnen, sondern als Menschen und Institutionen, die ihre Wirklichkeit aneinander schärfen.

Ein Wasserprojekt beginnt an dem Ort, an dem eine Frau ihr leeres Gefäß aufnimmt. Es ist erst erfolgreich, wenn ihr Weg kürzer, sicherer und freier geworden ist.

*Dieser Tagestext führt **wichtige Kriterien** früherer Tagestexte zusammen. RF*